

.. [Um den Stephansdom.] Das Wahrzeichen von Wien, der alte Sanct Stephansdom, hat in seiner Weise den Kriegsturm, der die Monarchie und ganz Europa durchbraust, auch zu spüren bekommen, und alte Erinnerungen haben vielleicht seine erlebnisreichen Mauern durchschüttelt. Er hat so viel erlebt, der Dom mit der einsamen, in die Lüfte ragenden Spitze, die man weithin sieht, wenn man sich Wien nähert, und die darum so gut zum Wahrzeichen der Stadt paßt. Der Stephanssturm — das ist Wien, wie Wien Österreich ist, und Österreich das große Reich, von dem es einen Teil bildet. Seine wunderliche, nicht einheitliche Form, die vielen Grab- und andern Denkmäler an den Außenmauern, die angebauten Kapellen, alles das gibt ihm ein echt gotisches Aussehen, unterscheidet ihn von vielen Kirchen bei uns, die die Gotik zwar angefangen, aber erst die Neuzeit vollendet hat. Geschichte weht um jeden Mauerstein des alten Baus. Ein deutscher Kaiser liegt in ihm begraben (Friedrich III.), in einer Seitenkapelle schlummert Prinz Eugen, der Held so vieler Schlachten. Bischofsmützen und Ritterhelme sehen uns von so vielen Grabsteinen an. Um den Dom von St. Stephan stutete mehr als einmal der Heeressturm der Feinde Österreichs. 1809 schossen die Franzosen auf ihn und beschädigten die Spitze. Sein größtes Erlebnis war aber die Belagerung von 1683, von der das hellmerische Denkmal in der Turmhalle der Kirche Zeugnis ablegt. Da ist erbaulich darauf zu sehen, wie Graf Rüdiger von Starhemberg und Bischof Kollonitz die befreite Stadt durchziehen, und mit ihnen die Führer des Reichsheeres und der polnische König, und wie sie Gott für den Sieg dankten. Es wäre der alten Kirche von St. Stephan wohl auch schlimm gegangen, wenn die Türken in Wien eingezogen wären! So aber steht sie noch immer, und sie wird als die wahre Reichskirche der Monarchie vermutlich noch manches Jahrhundert überdauern. Um sie herum stutet das lebendigste Leben. Der Platz, auf dem der Dom steht, ist verhältnismäßig eng; gerade gegenüber sind hohe Geschäftshäuser und Cafés, hinten öffnen sich kleine Gäßchen, alte winklige Durchgänge, wie man das nur in Wien kennt. Die Weltstadt Wien hat hier einen ihrer stärksten Verkehrspunkte. Die Autos rasen vorüber, Omnibusse klingeln, Lastwagen poltern, Verkäufer rufen ihre Waren aus, alte Dienstmänner lehnen auf einer Bank und warten auf Aufträge. Die riesige Kirche steigt über alles das empor, als wollte sie sagen: Treibt nur Euren Lärm da unten! Wenn Ihr alle wieder verschwunden seid, bleibe ich allein noch da! Sie weiß, wer sich aus diesem Lärm retten will und Ruhe und Sammlung braucht, der kommt zu ihr. Sie weiß, wer eine Sorge hat und Qualen fühlt im erschütterten Herzen oder Trost braucht, der verschwindet in ihrer Eingangstür. Und es sind so viel heute, die besonders den letztern nötig haben. Drinnen im Dom herrscht tiefe Nacht. Die Straße, der Lärm, die Sonnenhitze, die hundert Kaleidoskopbilder von jeder Straßenecke sind verschwunden. Der Schatten der gewaltigen gotischen Pfeiler, die die drei Schiffe der Kirche stützen, umfängt uns; seitwärts dringt das Licht der hohen Glasfenster ein, auf denen bunte Gemälde prangen. Dies Licht ist matt und trübe, und unterfließt die feierliche Stimmung, die jeden erfasst. Von fern sieht man die Lichter des Hochaltars schimmern. Rings um uns bewegt es sich wie Schatten, sitzen oder knien Betende auf den braunen Bänken, die im Dunkel liegen. Neben dem Pfeiler vor uns kniet eine junge Frau, tief in Schwarz; sie preßt das Taschentuch vors Gesicht. Das Gesicht ist zur Erde geneigt, als wagte sie auch hier nicht, ihren Schmerz den

Menschen zu zeigen. Wer weiß, wen von ihren Lieben sie draußen auf den Schlachtfeldern verloren hat! Viele Soldaten sieht man jetzt im Dom von St. Stephan. Harte, braune Gesichter, die ernst aussehen von schwerem Erleben, das sie hinter sich haben oder noch vor sich sehen. Auch den Leichtfertigen bringt diese Zeit zum Bedenken an seinen Gott. Da kommt eine Frau in reifern Jahren, der man ansieht, daß sie sonst wohl elegante Gewänder trug, auch sie ist ganz in Schwarz; an ihrer Seite geht ein achtzehn- oder neunzehnjähriger Jüngling, in Fähnrichsuniform, blond und flaumbärtig, in neuem Waffenrock. Es sind Mutter und Sohn, und man kann sie beide nicht ohne tiefe Bewegung ansehen. Wie mögen die Wünsche der Mutter, die schon einen der Ihrigen verloren hat, diesen, der ihr geblieben ist, begleiten! Hinter dem Gitter des Beichtstuhls zu unserer Seite vernehmen wir Geräusch. Der Priester ist im Begriff, ihn zu verlassen. Ein Frauengewand rauscht, und ein verschleiertes junges Mädchen geht mit raschen Schritten dem Ausgang zu. Dann kommen wieder Bittende, die vor einem der hell erleuchteten Seitenaltäre niederknien. Die Madonna, die aus ihrem goldenen Rahmen herabwinkt, soll ihnen Heil und Gesundheit eines ihrer Angehörigen verschern. Und die Madonna nicht wirklich Gewährung, und sie gehen getröstet von dannen. Das Glöckchen vom Hochaltar erkönt, ein Zeichen, daß das Amt zu Ende ist; viele stehen auf und verlassen die Kirche. Sie entläßt ihre Besucher wie eine Mutter, die selbst schwergeprüft, doch noch jedem etwas Tröstliches zu sagen weiß, der mit einer Last zu ihr kommt. Draußen wirkt wieder das volle pulsierende Leben. Vor den Kaffeehäusern kommen und gehen die Menschen, die Wagen rasseln, Autos tuten. „Extrablätter, Extrablätter!“ schreien die Jungen an den Straßenecken, die Menschen lesen mit Befriedigung, daß wieder fünfzigtausend Russen, die die europäische Kultur reformieren wollten, gefangen sind, und sie denken mit Hoffnung an den Tag, an dem für alle Welt einmal Frieden kommt.